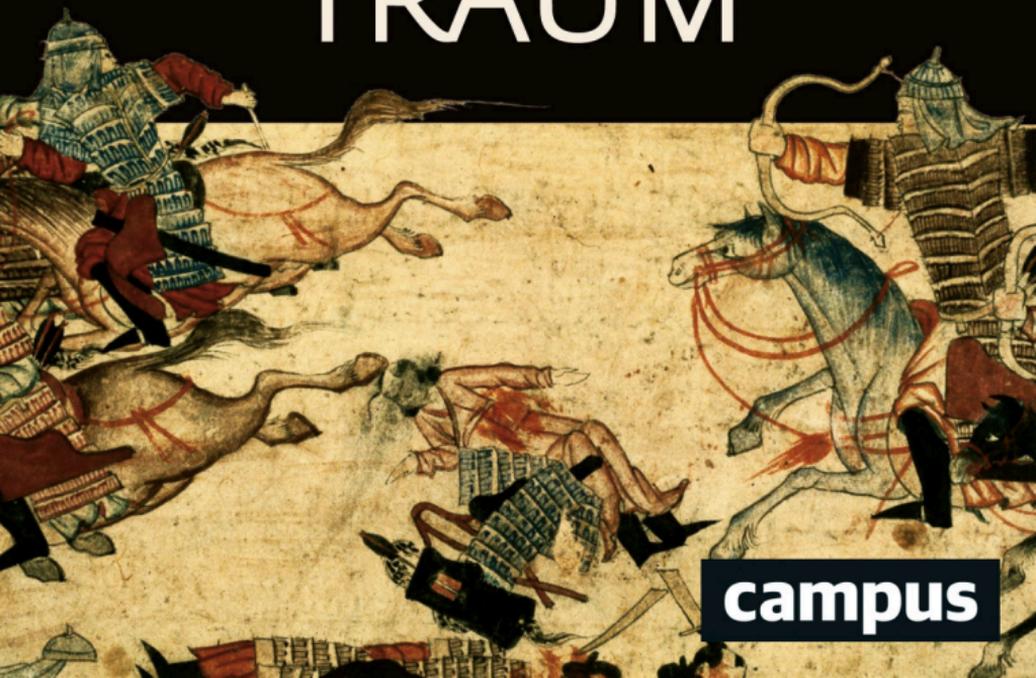


JOHN DARWIN

DIE GLOBALGESCHICHTE GROSSER REICHE 1400–2000

# DER IMPERIALE TRAUM



**campus**



## Der imperiale Traum

*John Darwin* ist Beit University Lecturer für die Geschichte des Britischen Commonwealth am Nuffield College, Oxford. Von ihm erschien 2013 in deutscher Übersetzung das Buch *Das unvollendete Weltreich*, in dem er den Aufstieg und Niedergang des Britischen Empire vom 17. bis zum 20. Jahrhundert nachzeichnet.

John Darwin

# Der imperiale Traum

Die Globalgeschichte großer Reiche 1400–2000

Aus dem Englischen von Michael Bayer und Norbert Juraschitz

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *After Tamerlane. The Rise & Fall of Global Empires, 1400–2000* beim Verlag Allen Lane in Großbritannien und 2008 bei Penguin Books.

Copyright © 2007 by John Darwin

Sonderausgabe 2017

ISBN 978-3-593-50795-8 Print

ISBN 978-3-593-41344-0 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-593-40997-9 E-Book (EPUB)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2010. Alle deutschsprachigen Rechte bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Berittene mongolische Krieger verfolgen feindliche Reiter © Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza

Printed in Germany

[www.campus.de](http://www.campus.de)

*Für Caroline, Claire, Charlotte und Helen*



# Inhalt

Vorwort . . . . .	9
1. Orientierungen . . . . .	16
2. Eurasien und das Zeitalter der Entdeckungen . . . . .	57
3. Das frühneuzeitliche Gleichgewicht . . . . .	105
4. Die eurasische Revolution . . . . .	156
5. Ein Wettlauf gegen die Zeit. . . . .	213
6. Die Grenzen der Reiche. . . . .	283
7. Der Weg in die Weltkrise, 1914–1942. . . . .	346
8. Ende und Anfang – Alte Reiche und neue. . . . .	400
9. Timurs Schatten . . . . .	460
Anmerkungen . . . . .	476
Weiterführende Literatur . . . . .	523
Verzeichnis der Karten . . . . .	534
Register . . . . .	535



# Vorwort

Timurs Tod im Jahr 1405 war ein Wendepunkt der Weltgeschichte. Er war der letzte jener »Welteroberer« in der Tradition Attilas und Dschingis Khans, die ganz Eurasien in einem riesigen Reich unter ihrer Herrschaft vereinen wollten. Fünfzig Jahre nach seinem Tod erkundeten die Seefahrernationen des aus eurasischer Sicht Fernen Westens, allen voran Portugal, die Seewege, die zu den Nervensträngen und Schlagadern großer seegestützter Reiche wurden. In diesem Buch wird die Geschichte der folgenden Ereignisse dargestellt.

Sie gilt gemeinhin als bekannte Geschichte, bis man ein wenig genauer hinsieht. Der Aufstieg des Westens zu globaler Vorherrschaft durch den Aufbau von Imperien und wirtschaftlicher Dominanz zählt zu den Marksteinen historischen Wissens. Dieser Prozess hilft uns, unsere Sichtweisen der Vergangenheit zu ordnen. In vielen Standardwerken erscheint dieser Aufstieg als geradezu unvermeidlich, was die Hauptströmungen der Geschichtsschreibung widerspiegelt. Alle anderen Optionen galten als Nebenstraßen oder Sackgassen. Als Europas Imperien zerfielen, traten an ihre Stelle neue postkoloniale Staaten, genau wie Europa selbst ein Teil des »Westens« wurde: ein weltweites Bündnis unter amerikanischer Führung. Dieses Buch soll aufzeigen, dass die Zeitspanne von Timurs Tod bis in unsere Zeit von heftigeren Kämpfen, komplexeren Konflikten und mehr verpassten Chancen geprägt war, als gemeinhin angenommen wird – was freilich nicht verwunderlich ist.

Darüber hinaus stellt die Studie Europa (und den Westen) in einen viel größeren Kontext: Sie bezieht die in anderen Teilen Eurasiens angestoßenen Projekte zur Bildung von Reichen, Staaten und Kulturen mit ein. Erst auf diese Weise, so die These, können der Verlauf, das Wesen, das Ausmaß und die Grenzen der Expansion Europas angemessen erfasst werden, und die im Dunkel der Vergangenheit liegenden Ursprünge unserer heutigen Welt werden ein wenig klarer.

Dieses Buch wäre ohne die umfangreiche neuere Literatur der letzten 20 Jahre sowohl zur »globalen« Geschichte als auch zur Geschichte des Nahen Ostens, Indiens, Südostasiens, Chinas und Japans nicht möglich gewesen. Natürlich haben Historiker schon früher die Vergangenheit aus einer globalen Perspektive betrachtet: Diese Tradition reicht immerhin bis Herodot zurück. Die meisten historischen

Werke enthalten jedoch eine Reihe von Mutmaßungen, was sich wohl in anderen Teilen der Welt abgespielt haben mochte. Die systematische Untersuchung der Bindeglieder zwischen den verschiedenen Teilen der Welt ist eine relativ neue Erscheinung. »Die Studie der Vergangenheit«, bemerkte Frederick Teggart schon 1939 in seiner Monographie *Rome and China*, »kann nur dann Wirkung erzielen, wenn umfassend erkannt wird, dass alle Völker eine Geschichte haben, dass sich diese Prozesse gleichzeitig und in derselben Welt abspielen und dass der Vergleich zwischen ihnen der Anfang von Wissen ist.«<sup>1</sup> Dieser Herausforderung stellte sich etwa William Hardy McNeill in seinem Werk *The Rise of the West* (Chicago 1964), dessen Titel der erstaunlichen Reichweite und intellektuellen Subtilität des Werks freilich nicht gerecht wird. In den letzten Jahrzehnten wurden der globalen und nichtwestlichen Geschichte allerdings erheblich mehr Ressourcen gewidmet. Dazu hat nicht zuletzt der wirtschaftliche, politische und kulturelle Einfluss der »Globalisierung« beigetragen. Aber wohl ebenso wichtig sind die Auswirkungen einer wachsenden Zahl von Menschen in der Diaspora und die gestiegenen Migrationen (die eine mobile, »antinationale«, historische Tradition schaffen) sowie die ansatzweise Liberalisierung vieler Regimes, die »Geschichte« einst als Privatgut des Staates behandelten (das wichtigste Beispiel ist hier China).

Neue Perspektiven, neue Freiheiten und neue Leserschaften, die sich neue Bedeutungen von der Geschichte erhoffen, haben eine enorme Produktion historischer Arbeiten angeregt. Das eröffnete die Chance, die Vergangenheit von Kontinenten und Völkern, die einst nur über die Geschichte der europäischen Expansion zugänglich schien, neu zu betrachten. Heute zeichnet sich viel deutlicher als noch vor einer Generation ab, dass der historische Weg Europas in die moderne Welt viele Merkmale mit sozialen und kulturellen Veränderungen in anderen Teilen Eurasiens gemein hatte und dass der Aufstieg Europas zur Hegemonie erst später einsetzte und viel größeren Beschränkungen unterlag, als man uns häufig glauben machen möchte.

Inwieweit sich meine Thesen auf die Werke anderer Historiker stützen, geht aus den Anmerkungen zu den Kapiteln hervor. Zum ersten Mal machte ich als Schüler des verstorbenen Jack Gallagher Bekanntschaft mit der Faszination, die von der Betrachtung der Weltgeschichte als verbundenes Ganzes ausgeht. Gallaghers historische Vorstellungskraft war schier grenzenlos. Auch von meinen Kollegen in der imperialen und globalen Geschichte in Oxford – Judith Brown, David Washbrook, Georg Deutsch und Peter Carey – habe ich sehr viel gelernt und ebenso von dem Fachwissen vieler anderer Kollegen an der Universität und darüber hinaus profitiert. Ihre klugen Lehren habe ich mir, so gut ich es vermochte, eingeprägt. Mein Verständnis für wirtschaftliche Themen ist erheblich durch die Bekanntschaft mit dem Global Economic History Network verbessert worden, das Patrick O’Brien als Diskussionsforum über die auseinander laufen-

den Pfade der wirtschaftlichen Veränderung in verschiedenen Teilen der Welt ins Leben gerufen hat. Zum Teil gehen die in diesem Buch dargestellten Ideen auf Streitgespräche mit James Belich und Phillip Buckner in mehreren »Wanderseminaren« zurück. Der Ansporn, den der Unterricht so vieler begabter Studenten mit sich brachte, war unverzichtbar, und mein historisches Wissen ist durch die Betreuung unzähliger Dissertationen im Laufe der vergangenen 20 Jahre enorm erweitert worden. Mein besonderer Dank gilt all jenen Freunden und Kollegen, die erste Versionen der Kapitel kommentierten: Richard Bonney, Ian Phimister, Robert Holland, Martin Ceadel und Andrew Hurrell. Alle Irrtümer und Fehler habe selbstverständlich ich zu verantworten.

Ich habe die Entwürfe von Karten auf Grundlage des Programms »Mapinfo« erstellt, das Collins Bartholomew entwickelt hat. Ohne die Einführung, den Rat und geduldigen Beistand von Nigel James aus dem Kartenraum der Bodleian Library wäre dies nicht möglich gewesen. Es ist mir eine Freude, an dieser Stelle seine Hilfe zu würdigen. Die Endfassungen der Karten wurden von Jeff Edwards gezeichnet. Für das sorgfältige Lektorat des Textes bin ich Bob Davenport zu großem Dank verpflichtet.

Die Arbeit an diesem Buch wurde mir durch das geneigte Interesse und die Aufmunterung Simon Winders vom Verlag Penguin erheblich erleichtert. Bei Simons Enthusiasmus kann es sich kein Autor erlauben, die eigenen Anstrengungen aufzugeben. Dafür und für die klugen und rechtzeitigen Ratschläge in kritischen Phasen bin ich überaus dankbar.

Schließlich haben zum großen Teil die außergewöhnlichen Ressourcen der – umkämpften, aber ungebrochenen – Universitätsbibliotheken in Oxford das Schreiben dieses Buches über einen längeren Zeitraum hinweg parallel zu anderen Aktivitäten ermöglicht, sowie die vortrefflichen Forschungsbedingungen, die das Nuffield College seinen Dozenten bietet.

## Eine Bemerkung zu Namen und Schreibweisen

Wenn man ein Buch schreibt, das einen so großen zeitlichen und räumlichen Rahmen behandelt, wirft das einige heikle Fragen zur Schreibweise der Namen und Orte auf. Nicht nur ändern sich die Namen im Laufe der Zeit, diese Änderungen spiegeln auch Verschiebungen der Wahrnehmung, des Status und häufig der Macht wider. In vielen Teilen der Welt war die Veränderung der Namen von Städten und Straßen – und sogar Ländern – ein Weg, das Ende der alten (meist kolonialen) Ordnung und die Wiedereinsetzung einer indigenen Kultur und Identität zu symbolisieren.

In der deutschen Übersetzung wird in der Regel der Name verwendet, der deutschen Lesern wohl am vertrautesten sein dürfte. Wo es angebracht scheint, wird allerdings in Klammern auf die alternative Schreibweise hingewiesen. In Einzelfällen hieß das, den Namen zu verwenden, der einem bestimmten Ort eine besondere, zeitgenössische Bedeutung verleiht. So heißt es durchweg »Konstantinopel«, nicht »Istanbul«, wenn von der Hauptstadt des Osmanischen Reiches die Rede ist. Der Name war im Westen noch lange nach der Eroberung der Stadt durch die Türken im Jahr 1453 gebräuchlich. Er wurde beibehalten, um die Rolle der Stadt als Reichshauptstadt (im Gegensatz zum heutigen Istanbul) zu kennzeichnen, sowie deren umstrittenen Status als – in den Augen vieler Europäer – besetzte christliche Stadt, die eines Tages »befreit« werden sollte. Diese Überzeugung wurde noch im Vertrag von Lausanne im Jahr 1923 ausgedrückt.

Drei Punkte sind in diesem Zusammenhang zu erwähnen.

1. Die Romanisierung islamischer Namen ist immer schon etwas willkürlich gewesen, und vermutlich ließ sich das gar nicht vermeiden. Als Europäer versuchten, das Lautbild islamischer Namen wiederzugeben, produzierten sie im Laufe der Jahrhunderte außergewöhnliche Varianten der Schreibweisen, von denen einige heute geradezu bizarr wirken. Hinzu kommt, dass manche Varianten die Unterschiede zwischen den gesprochenen Namen des Arabischen, Persischen und Türkischen widerspiegeln, den drei Hauptsprachen des islamischen Mitteleuropas. Der wohl bekannteste muslimische Name ist als Mahomet, Mehmed, Mohammed und Muhammad zu finden. Feisal wird auch Faisal oder Faysal geschrieben. In diesem Buch wird bei der Wahl der Schreibweise dem Kriterium der Vertrautheit und Verständlichkeit Vorrang vor der streng wissenschaftlichen »Korrektheit« eingeräumt.
2. Der Iran. Bis zum Jahr 1935 hieß er offiziell Persien, und dies ist auch der Name, unter dem das Land in der Regel im Westen bekannt war. Allerdings war die Bezeichnung »Iran« im Land und in der Region viel gebräuchlicher, und der Einfachheit halber wird dieser Name als Standardbezeichnung für die territoriale Einheit und seine Bevölkerung während des gesamten Zeitraums verwendet, der hier behandelt wird. Es ist jedoch wichtig, im Hinterkopf zu behalten, dass »Persisch« (ein von »Farsi« abgeleitetes Wort) die vorherrschende Sprache und Kultur war, die auch die größte ethnische Gruppe in einem multiethnischen Land bezeichnet.
3. China. Mittlerweile ist die Pinyin-Umschrift für die Transkription chinesischer Namen allgemein üblich. Da in diesem Buch jedoch meist auf historische Persönlichkeiten und Orte verwiesen wird, werden mitunter Schreibweisen beibehalten, die deutschen Lesern vertrauter sein dürften und sich an dem älteren Wade-Giles-System orientieren. Vor allem betrifft dies folgende Bezeichnungen:

Peking *nicht* Beijing

Nanking *nicht* Nanjing

Kanton *nicht* Guangzhou

Sinkiang *nicht* Xinjiang

Kuomintang (KMT) *nicht* Guomindang (GMD)

Chiang Kai-shek *nicht* Jiang Jeshi

Mao Tse-tung *nicht* Mao Zedong

Chou En-lai *nicht* Zhou Enlai

Sun Yat-sen *nicht* Sun Yixian



Eine Rekonstruktion der Weltkarte des Ptolemäus. © Corbis



# 1. Orientierungen

## Timurs Erbe

Im Jahr 1401 lebte der große islamische Historiker Ibn Khaldun (1332–1406) in Damaskus, als die Stadt von dem mächtigen Timur belagert wurde. Da Ibn Khaldun den berühmten Eroberer jener Tage unbedingt kennen lernen wollte, ließ er sich in einem Korb von der Stadtmauer abseilen und wurde in Timurs Lager empfangen. Dort führte er lange Gespräche mit dem Herrscher, den er in seiner Autobiographie als »einen der größten und mächtigsten Könige« bezeichnet, der »geradezu süchtig war nach Diskussionen und Streitgesprächen darüber, was er weiß und was er nicht weiß«.<sup>1</sup> Vielleicht sah Ibn Khaldun in Timur den Retter der arabisch-muslimischen Kultur, um deren Fortbestand er fürchtete. Aber nur vier Jahre später starb der Herrscher auf dem Weg nach China, dessen Eroberung er geplant hatte.

Timur (auch Tamerlan oder Timur Leng, »Timur, der Lahme«) war ein Phänomen, das zu einer Legende wurde. Er wurde vermutlich in den 1330er Jahren in einen niederen Clan der türkisch-mongolischen Stammeskonföderation der Tschagatai geboren, eines der vier großen Teilreiche, in die das Mongolenreich Dschingis Khans nach seinem Tod im Jahr 1227 untergliedert worden war. Bis zum Jahr 1370 war Timur zum Herrscher der Tschagatai aufgestiegen. Von 1380 bis 1390 schickte er sich an, den Iran (damals noch Persien), Mesopotamien (heute: Irak), Armenien und Georgien zu erobern. Im Jahr 1390 fiel er in russische Territorien ein, kehrte ein paar Jahre später zurück und legte die Hauptstadt der Goldenen Horde, der Mongolenherrscher im heutigen Südrussland, in Schutt und Asche. Im Jahr 1398 unternahm er einen gewaltigen Raubzug nach Nordindien, schlug die dortigen muslimischen Herrscher vernichtend und zerstörte Delhi. Anschließend wandte er sich im Jahr 1400 wiederum dem Nahen Osten zu und eroberte Aleppo und Damaskus (Ibn Khaldun entkam dem Massaker). 1402 besiegte er den osmanischen Sultan Bajesid in der Schlacht von Ankara

und nahm ihn gefangen. Erst danach begab er sich nach Osten auf seinen letzten Feldzug, der jedoch scheitern sollte.

Ungeachtet seines Rufes als blutrünstiger Tyrann und der erschreckenden Grausamkeit seiner Raubzüge war Timur eine Übergangsfigur in der eurasischen Geschichte.<sup>2</sup> Seine Eroberungen waren ein Nachhall des großen Mongolenreiches, das Dschingis Khan und seine Söhne errichtet hatten. Ihr Reich hatte sich vom heutigen Iran bis nach China und im Norden fast bis Moskau erstreckt. Es hatte einen bemerkenswerten Transfer von Menschen, Waren und Ideen über den riesigen Steppenkorridor entlang des eurasischen Gürtels eingeleitet; und die Mongolenherrschaft hatte in einem Zeitalter allgemeiner wirtschaftlicher Expansion vermutlich als Katalysator für kommerziellen und intellektuellen Austausch gewirkt.<sup>3</sup> Die Mongolen gestatteten sogar Besuche westeuropäischer Gesandter, die darauf hofften, eine antimuslimische Allianz zu errichten und Menschen zum christlichen Glauben zu bekehren. Aber schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts waren die Bemühungen, eine große imperiale Konföderation zu bewahren, so gut wie gescheitert. Die Vernichtungskriege zwischen den »Ilkhanen« im Iran, die Machtkämpfe innerhalb der Goldenen Horde und unter den Tschagatai sowie der Sturz der Yuan-Dynastie in China (im Jahr 1368) markierten das Ende des mongolischen Experiments, ein eurasisches Großreich zu bilden.

Timurs Eroberungen waren nicht zuletzt ein Versuch, dieses verlorene Reich zurückzugewinnen. Aber er bediente sich anderer Methoden. Mit seiner Kriegsführung wollte er, wie es scheint, in erster Linie sämtliche Rivalen vernichtend schlagen, die um die Kontrolle über die große Route des eurasischen Fernhandels rangen, mit dessen Gewinnen Timur sein Reich aufgebaut hatte. Ferner stützte sich seine Macht eher auf die Kontrolle der »kultivierten Landstriche« als auf die Beherrschung der Steppe: Seine Armeen bestanden nicht ausschließlich aus berittenen Bogenschützen (die klassische Waffengattung der Mongolen), sondern aus Infanterie, Artillerie, schwerer Kavallerie und sogar einem Elefantenkorps. Sein Herrschaftssystem war eine Form des Absolutismus, in der sich die Loyalität der Stammesgefolgsleute mit der Hingabe der städtischen und bäuerlichen Untertanen die Waage hielt. Timur bezeichnete sich als »Schatten Gottes« (ein Titel unter vielen, die er sich gab) und behauptete, er übe Rache an den Verrätern und Abtrünnigen des islamischen Glaubens. Die Beute seiner Eroberungen ließ er in die selbsterwählte, nicht weit von seinem Geburtsort liegende Reichshauptstadt Samarkand fließen, wo er architektonische Monumente errichten ließ, die den Glanz seiner Herrschaft weithin verkündeten. Das »Timuridische« Vorbild sollte in ganz Mitteleurasien die Vorstellung eines Weltreichs nachhaltig beeinflussen.

Doch trotz seiner Wildheit, seines militärischen Genies und der raffinierten Instrumentalisierung der Stammespolitik für seine imperialen Ziele zerfiel Timurs Reich bald nach seinem Tod. Wie er womöglich selbst intuitiv gespürt hatte, war

es nicht länger möglich, das kultivierte Land von der Steppe aus zu beherrschen und auf dem alten Fundament der mongolischen Militärmacht ein eurasisches Reich zu errichten. Die Osmanen, der Staat der Mamelucken in Ägypten und Syrien, das muslimische Sultanat in Nordindien und vor allem China waren zu widerstandsfähig, um von seinen blitzartigen Feldzügen hinweggefegt zu werden. Tatsächlich markierte Timurs Tod in mehrfacher Hinsicht das Ende einer langen Phase in der Weltgeschichte. Erstens war sein Reich der letzte ernsthafte Versuch, die Aufteilung Eurasiens zwischen den Staaten des Fernen Westens, des islamischen Mitteleurasiens und des konfuzianischen Ostasiens zu verhindern. Zweitens zeigten seine politischen Experimente und sein letztendliches Scheitern, dass sich die Macht allmählich unwiderruflich von den Nomadenreichen zu sesshaften Staaten verlagerte. Drittens trugen die Kollateralschäden, die Timur Mitteleurasien beifügte, sowie der unverhältnismäßig starke Einfluss, den Stammesgesellschaften dort noch ausübten, erheblich dazu bei, das Kräftegleichgewicht der Alten Welt (wenn auch nur allmählich) zu verschieben, und zwar auf Kosten des Zentrums zugunsten des Fernen Ostens und des Fernen Westens. Schließlich fiel sein Tod zusammen mit den ersten Anzeichen für eine Veränderung der bis dahin bestehenden Fernhandelswege, jener Ost-West-Route, um deren Kontrolle er gekämpft hatte. Wenige Jahrzehnte nach seinem Tod war die Vorstellung eines Weltreichs, das von Samarkand aus regiert wurde, völlig illusorisch geworden. Die Entdeckung, dass die Ozeane als globale Gemeingüter maritime Wege in nahezu alle Teile der Welt boten, veränderte die Wirtschaft und imperiale Geopolitik. Zwar sollten drei Jahrhunderte vergehen, bis sich diese neue Weltordnung deutlich abzeichnete, aber nach Timur trat kein Welteroberer mehr auf den Plan, der Eurasien dominierte – und Timurs Eurasien umfasste nicht länger fast die gesamte bekannte Welt.

## Globale Geschichte

In diesem Buch durchschreiten wir eine gigantische historische Landschaft mit Blick auf drei Themen: Das erste ist das Ausweiten der globalen »Verknüpftheit« bis zu ihrer intensivsten Form, die man heute gemeinhin »Globalisierung« nennt. Das zweite ist die Rolle, die in diesem Prozess die Macht Europas (später des »Westens«) und jene Reiche spielten, die mit dessen Ressourcen aufgebaut wurden. Das dritte ist die Widerstandsfähigkeit vieler Staaten und Kulturen Eurasiens angesichts der europäischen Expansion. Jeder einzelne dieser Faktoren hatte maßgeblichen Anteil an der Umgestaltung der Welt, die im 20. Jahrhundert zu einem riesigen, locker verbundenen politischen und wirtschaftlichen System wurde, zu

einer gemeinsamen Arena, aus der sich kein Staat, keine Gesellschaft, Volkswirtschaft oder Kultur völlig heraushalten konnte.

Wie facettenreich oder undurchsichtig ein Thema auch sein mag, es ist Aufgabe der Geschichtsschreibung zu erklären, wie wir an den Punkt gekommen sind, an dem wir uns befinden. Natürlich kritisieren Historiker oft gegenseitig ihre jeweiligen Darstellungen der Vergangenheit, weil sie beispielsweise über die Natur der »Gegenwart« – des Endprodukts der Geschichte – verschiedener Meinung sind. Zudem ändern wir fortwährend unsere Betrachtungsweise der Gegenwart und aktualisieren sie im Abgleich mit den laufenden Ereignissen, und dabei stellen wir zugleich die Fragen neu, die wir an die Vergangenheit richten. Aber derzeit herrscht zumindest allgemeiner Konsens, dass sich das aktuelle Zeitalter in vielen, wesentlichen Punkten von der Welt unterscheidet, die noch vor gut einer Generation existierte: vor 1980. In der Umgangssprache fassen wir die Merkmale, die unsere Welt am stärksten prägen, in einem Schlagwort zusammen: »Globalisierung«. Globalisierung ist ein ambivalenter Begriff. Er klingt nach einem Prozess, wird aber häufig gebraucht, um einen Zustand zu beschreiben, den Endpunkt nach einer Phase des Umbruchs. Alles deutet darauf hin, dass das Tempo der weltweiten Veränderungen, zumindest in den wirtschaftlichen Beziehungen (sprich: der Verteilung von Reichtum und Produktion auf verschiedene Regionen und Kontinente), zunehmen wird. Gleichwohl können wir die allgemeinen Merkmale der »globalisierten Welt« – das Stadium, das die Globalisierung mittlerweile erreicht hat – in einer verständlichen Form skizzieren. Das ist die »Gegenwart«, deren nicht vorauszusehende Entstehung die in diesem Buch dargestellten historischen Ereignisse zu erklären versuchen.

Diese Merkmale sind zusammengefasst:

1. die Entstehung eines einzigen, globalen Marktes – nicht für alle, aber für die gebräuchlichsten Produkte und für die Bereitstellung von Kapital, Krediten und Finanzdienstleistungen;
2. die intensive Interaktion zwischen Staaten, die geographisch zwar voneinander entfernt liegen mögen, deren Interessen aber inzwischen (selbst im Falle sehr kleiner Staaten) global, nicht regional ausgerichtet sind;
3. die tiefe Durchdringung der meisten Kulturen durch global organisierte Medien, deren ökonomische und kulturelle Botschaften (vor allem durch die Sprache der »Marken«) fast untrennbar geworden sind;
4. das gigantische Ausmaß der (erzwungenen wie selbstgewählten) Migrationen und Diaspora, durch die Netzwerke und Verbindungen entstehen, die dem Einfluss der großen europäischen Auswanderung des 19. Jahrhunderts oder dem atlantischen Sklavenhandel den Rang streitig machen;
5. das Hervortreten einer einzigen »Hypermacht« aus den Trümmern des »bipolaren Zeitalters« (1945–1989), deren wirtschaftliche und militärische

Stärke in Relation zu allen anderen Staaten beispiellos in der modernen Weltgeschichte ist;

6. der dramatische Aufstieg Chinas und Indiens als Industriemächte. Aufgrund der enorm gesteigerten Weltproduktion und der Verschiebung des Gleichgewichts in der Weltwirtschaft ist die wirtschaftliche Mobilisierung ihrer Bevölkerungsmassen (1,3 bzw. eine Milliarde Menschen) vergleichbar mit der Erschließung riesiger neuer Ländereien im 19. Jahrhundert.

Diese Liste sollte zu denken geben. Weshalb konnte in einer globalisierten Welt ein einzelner Staat so außergewöhnliche Macht erlangen? Warum hat der wirtschaftliche Aufstieg in China und Indien erst vor vergleichsweise kurzer Zeit begonnen? Warum hatten die Länder des Westens (einschließlich Japans) bis vor kurzem einen so großen Vorsprung in Bezug auf die technische Entwicklung und den Lebensstandard? Wieso genießen immer noch überwiegend die Produkte der westlichen Kultur in der Naturwissenschaft, Medizin, Literatur und Kunst den besten Ruf? Warum spiegelt das internationale Staatensystem mit seinen Gesetzen und Normen die Konzepte und Methoden der europäischen Staatskunst und die territoriale Ausgestaltung nach dem westlichen Modell wider? Die globalisierte Welt des späten 20. Jahrhunderts war nicht das absehbare Ergebnis eines globalen, freien Marktes. Ebenso wenig kann man sie aus dem Zustand der Welt vor fünf Jahrhunderten ableiten. Sie ist das Produkt einer langen, verworrenen und häufig gewaltsamen Geschichte, überraschender Schicksalswenden und unvermuteter Niederlagen. Die Wurzeln reichen (so wird gemeinhin angenommen) bis ins »Zeitalter der Entdeckungen« zurück – im Grunde bis zum Tod Timurs.

Die Geschichte (und Vorgeschichte) der Globalisierung war stets umstritten. Da die meisten Kennzeichen der Globalisierung allem Anschein nach eng mit dem Wachstum der europäischen (und später westlichen) Vorherrschaft zusammenhängen, ist das nicht weiter verwunderlich. Die Fronten wurden schon früh gezogen. Die ab 1830 wirkenden, von Adam Smith inspirierten britischen Verfechter eines freien Handels waren die ersten, die von einer globalisierten Welt träumten. Ein weltweiter Freihandel, so argumentierten sie, werde Kriege undenkbar machen. Wenn jedes Land auf ausländische Lieferanten und Kunden angewiesen wäre, dann wäre das Netz der gegenseitigen Abhängigkeiten so stark, dass niemand es zerreißen könne. Kriegerische Adlige, die Konflikte zur Legitimation ihres Herrschaftsanspruchs brauchen, wären damit obsolet. Das bürgerliche Ideal einer repräsentativen Regierung würde, verbreitet über die Händler und den Handel, universale Gültigkeit erlangen.

Die optimistische Annahme, ein aufgeklärtes Eigeninteresse könne die Welt zum Nutzen aller transformieren, wurde von Karl Marx scharf kritisiert. Er ging davon aus, dass der industrielle Kapitalismus früher oder später (seiner Meinung nach früher) die eigenen Märkte mit Waren überschwemmen würde. Eine Zeit-